Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 52 | **Marburg i. H., den 29. Dezember** | **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Im Burgfrieden Gottes — Was ich von meinen Rebbauern lernte und was ich sie lehrte — Modernismus und Zentrum. Fortsetzung; und Schluß? — Unsere Stellung zur Orthodoxie — Gedanken von Rudolf Hildebrand †: 2. Eine Neujahrsandacht — Silvesternacht Gedicht — Verschiedenes: Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft in Deutschland; Aus Baden; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Im Burgfrieden Gottes

Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Philipper 4, 7.

Das alte Jahr liegt in den letzten Zügen — um Mitternacht. Zu der Zeit, da die stumme Sterne[illegible]igt durch die geöffneten Fenster dringt. Wer irgend ka[illegible]er schaut um diese Stunde hinauf in den großen Frieden der leuchtenden Scharen. Und wenn die Nacht voll jagender Wolken ist, — dahinter ist doch der lautlose Friede.

Kein Stillstand; rastloses Bewegen und doch Friede da droben! Bei uns auch unaufhörliche Bewegung — aber kein Friede! Ob es nicht dieser tiefe Mangel ist, der uns unbewußt den Blick immer wieder hinauflenkt, nicht ins Leere, sondern in den Frieden der Sterne? „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille.“ Das schrieb Richard Rothe unter sein Bild. Geht es uns nicht auch so?

Ach Leben, Sterben wär nicht so schwer,
Wenn unser Herz nur stille wär!

Die wundervolle Stille über unsern Häupten hat es uns angetan, diese Stille in aller Bewegung. Aber wissen wir nicht, worauf dieser herrliche Frieden im Sternenzelt ruht? Er kommt aus dem restlosen Gehorsam der Sterne. Weil sie so ganz und gar in ihren Bahnen ewigen Geboten gehorchen, darum leuchten sie in so schönem Frieden hernieder.

„O daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom!“ (Jesaia 48, 18.) — Das ist der Wegweiser zu der Quelle unserer Friedlosigkeit. Wenn unsre Seele sich wundgerieben hat an den unerschütterlichen Gesetzen des inneren Lebens, wen wollen wir deshalb anklagen?

Laßt uns in dieser Stunde wenigstens auf das Eine Gebot merken, in dem sie alle zusammengefaßt sind und das aus der heiligen Nacht herüberklingt: „Dies ist mein lieber Sohn — den sollt ihr hören!“ Wenn wir auf dies sein Gebot merken wollten, so würde unser Friede schöner noch sein als der unbewußte Friede der Sterne. Denn es begab sich, daß ein Gebot ausging vom lebendigen Gott, daß alle Welt hoffen sollte! Ein lebendiges Gebot vom lebendigen Gott, zu Bethlehem geboren wohl zu der halben Nacht! Und lautet wie das erste, das er einst Mose gab: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir“ — dem „Gott der Hoffnung“! (Röm. 15, 13.)

Mit diesem Gott kommen wir nur dann in Frieden, wenn wir ihm die Ehre antun, ihm das Unerhörteste zuzutrauen, was es an Liebe gibt, und gewiß zu sein, daß auch dann noch die Wirklichkeit seiner Güte weit höher ist als alle Vernunft.

Der Gott, der die Seele Jesu in der Menschennacht und auch in der Nacht deines Daseins hat aufstrahlen lassen, der spricht auch zu dir, so wahr er dies schöne Morgenlicht zu dir hat dringen lassen: „Siehe ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest!“

O daß wir auf dies sein Gebot merkten, — wie groß würde dann unser Friede sein!

Dann? — wann wird das sein? Dann, wenn wir unser Herz vorweg über die Mauer geworfen haben, in Seinen Garten der Zukunft hinein. Warum nicht heute, diese Nacht? Dann würde auch in uns der Friede Gottes geboren, wohl zu der halben Nacht. Denn das ist das fröhliche Geheimnis der Gotteskinder, daß sie für das ganze Jahr im Voraus wissen, was ihnen widerfahren wird: das Allerschönste, das auf diesem Planeten geschehen kann, — Gottes Wille!

Wer sich nichts Lieberes wünschen kann, als daß Gottes Wille an ihm und durch ihn geschehe, der ist in Gottes Burgfrieden, wo Nichts ihm schaden kann, wo auch der größte Schaden ihm dienen und Alles, Alles ihm Segen zutragen muß ohne Unterlaß.

Nun muß die Nacht um uns vergehn —
Wir haben Deinen Stern gesehn! P J

Was ich von meinen Rebbauern lernte und was ich sie lehrte

Der Rebbauer hat ein unsagbar trauriges Jahr gehabt. Der langandauernde Regen, besonders in der Blütezeit, schuf den Rebkrankheiten und Rebschädlingen den günstigsten Boden und vernichtete die zuerst so schönen Hoffnungen. Mit kleinen Körben zogen im Herbst die Leute in ihre Weinberge, und was sie heimbrachten, reizte nicht zum Essen und war zum Keltern zu unreif und saftlos. In das etwa 600 Seelen zählende Hauptdorf meines Kirchspiels sind vor zwei Jahren 200 000 Mk. für Trauben und Wein gekommen, in diesem Jahre höchstens 200 Mark. Kein Wunder, daß am Ernte- und Dankfest die hellklingende Freude fehlte. Wie in diesem Jahre sich wieder und wieder Wolkenschatten auf unsere Fluren legten und den Sonnenglanz erlöschen ließen, so lagern auf den Herzen und Gemütern Schatten, und Manchem geht die bange Frage nach: Was soll aus uns werden, wenn noch einmal ein Fehljahr kommt?

Trotzdem ist es nicht die Art des Rebbauers, sich auf das Grübeln und Sorgen tiefer einzulassen. Er sucht rasch den Ausweg aus der quälenden Sorge und pflanzt dort, wo die Zukunft verschleiert ist, die Fahne der Hoffnung auf. Und es ist nicht Willkür, Gedankenlosigkeit, wenn er das tut. Das Recht dazu gibt ihm die Erfahrung, die ihm von Vorväterzeiten her im Blut steckt, daß die Notzeiten immer wieder abgelöst wurden von besseren Jahren, in denen die Dorfgenossen sich erholen

konnten. Der Städter, der meist gar nicht an dem Ort geboren ist, wo er sein Brot findet, der meist unter ganz anderen Lebensbedingungen arbeitet als sein Vater und Großvater, hat solche Ueberlieferungen nicht; er bricht darum auch rascher unter dem Sturm der Zeiten zusammen. Der Landmann aber wurzelt fest und tief in dem Boden, den schon die Voreltern im Schweiße ihres Angesichts bearbeitet haben. Und mit dem Boden hat er den zähen Mut und die unerschütterliche Hoffnung geerbt. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung kann er Gedanken gewinnen, die tiefer hinunterführen zu den verborgenen Zusammenhängen des Lebens und höher hinauf zur Quelle alles Lebens, zu Gott.

Da hebe ich denn vor allem *eine* Erfahrung heraus, die jeder Landmann macht, und die man in die Worte Jesu fassen kann: Gott läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Die guten Jahre kommen mit ihrem Segen in die Scheunen und Keller der Guten und Bösen, die schlechten Jahre legen sich mit ihrer Last auf die Gerechten und Ungerechten. Was im Zusammenhang der Natur über den Menschen kommt, trifft ihn ohne Rücksicht auf seine innere Beschaffenheit. Ob er ein Edelmensch oder ein Taugenichts ist, es kommt über ihn Hagel und Ueberschwemmung, Blitzschlag und Erdbeben, langes Siechtum oder plötzlicher Tod. Wir dürfen diese Tatsache nicht verwischen, indem wir doch gelegentlich mit Fingern auf einen Menschen, ein Dorf, eine Landschaft zeigen: Das ist die gerechte Strafe! Wir sollen selbst auch bei schweren Naturschäden, die uns treffen, bei körperlichen Leiden, die über uns kommen, nicht fragen: warum trifft das mich gerade? wodurch habe ich das verdient? Wir dürfen nicht die Naturordnung und die sittliche Weltordnung mit einander verwirren. Da gilt die Umkehrung eines bekannten Heilandswortes: Was Gott getrennt hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen.

Die Gottheit muß in der Natur ihren gewaltigen Weg gehen und muß dabei auch über uns und unsre Wünsche hinwegschreiten, ob wir Gute oder Böse sind. Die Natur war da, ehe ein Mensch in ihr atmete, Jahrmillionen zuvor gingen die leuchtenden Welten ihren Weg. Die Natur ist von Ewigkeit her unter das Gesetz des Werdens und Vergehens, des Sterbens und Auferstehens gestellt. Und dies Sterben und Auferstehen geht nicht vor sich ohne urgewaltige Erschütterungen und Stürme. In diese Natur sind wir hineingestellt, selbst ein Stück der Natur, haben darum Teil an ihrem Sterben und Auferstehen, werden selbst unrettbar hineingezogen in ihr Wachsen und Vergehen. Daran kann unser Wünschen und Seufzen, auch unser Glauben und Beten nichts ändern. Da ist die einzige Weisheit: sich beugen. Und diese Weisheit zeigten alle, welche die Klage über das Wetter zum Schweigen brachten mit dem Wort: „Da machen wir nichts daran.“ Unter unsern Rebbauern lebt noch der unverdorbene Natursinn: es steht ein Mächtigerer über uns, dem wir nichts dreinreden.

Das ist noch nicht die ganze christliche Religion, aber es ist doch ein Stück echter gesunder Religion. Das ist noch keine innerlich erwärmende Religion, aber es ist schlichte, ernste Religion ohne Grübeln und Zweifeln. Die Menschen, die sie haben, gehen mutig, trotzig, ungebrochen an ihre Arbeit, mag die kommende Zeit bringen, was sie bringen will. — Der Seemann, dessen Schiff von den Wellen hin und her geworfen und schließlich auf die Felsenklippe geschleudert wird, nimmt alle seine Kraft zusammen, stemmt sich mit angespannten Sehnen gegen die Elemente und stirbt, wenn es sein muß, mutig den Seemannstod. Er grübelt nicht: warum muß *ich* gerade das leiden? Er weiß, wer den Wellen sein Leben anvertraut und auf dem Meere sein Brot sucht, der *muß* das leiden. So kennt auch der Landmann die Elemente, die ihm sein Brot schaffen, mit denen er aber auch oft genug um das Brot ringen muß. Er weiß das, er hadert nicht darum, er grübelt nicht. Er sagt: ich *muß* das leiden!

Darin ist er das Vorbild für ein weicher gewordenes Geschlecht, das nicht mehr leiden und tragen kann, das zweifelt und dem lieben Gott den Stuhl vor die Türe setzt, weil er das Leiden nicht aus der Welt schafft. Wie gerne hätte ich einen der weichen Grübler oder Apostel der Unzufriedenheit am Ernte- und Dankfest in unsre dichtgefüllte Kirche geführt. Auf wie manchem Antlitz stand geschrieben: Wir haben schwere Enttäuschungen erlebt, aber wir verzweifeln nicht. Wir haben genug empfangen, um sagen zu können: Herr, du gabst uns täglich Brot. Wir sind nicht von denen, die da weichen, sondern von denen, die Vertrauen und Hoffnung haben.

In solchem Bekenntnis zeigt sich, daß der Mensch *über* der Natur steht. Der Sinn des alten Gottesgebotes „Macht euch die Erde untertan“ ist nicht bloß: Zwingt die Natur in euern Dienst, sondern auch: Steht aufrecht, auch wo die Natur stärker ist als ihr. Jener steiermärker Bauer, der, als sein sauer erworbenes Haus bis auf den Grund niederbrannte, hinging zum glühenden Aschenhaufen, sich sein Pfeifchen entzündete, die Axt aus dem heißen Schutt wühlte, einen neuen Stiel daran machte und von vorne anfing zu arbeiten, bleibt das Urbild des Herrschers über die Natur. Wer das vermag, ist größer als der Blitz, der sein Haus zerschmettert, ist größer als sein eigenes Werk, mit dem er nicht zu Grunde geht. — Jesus sagt einmal, indem er auf die Vögel unter dem Himmel und die Blumen des Feldes hinweist: Seid ihr nicht viel mehr denn sie? Worin besteht dieser Mehrwert? In der Schönheit, in der Kraft, in der Klugheit? Jede Blume ist ein Wunder der Natur; kraftvoller als der Mensch ist viele Kreatur; auch Klugheit ist nicht sein Sonderbesitz. Was macht den Menschen groß? Daß er noch immer einer ganz andern Weltordnung als der irdisch kreatürlichen angehört.

Gott hat zwei Welten geschaffen und sie ineinander hineingearbeitet, und doch sind sie nach ihrem Wesen verschieden. Die eine, die sichtbare Welt, von überwältigender Schönheit und Größe, eine Welt, die millionenfache Wunder in sich beschließt, aber eine Welt, dem Gesetze des Wandels und Sterbens unterworfen, und darum kann uns oft, wenn das eben Gewordene zu Grunde geht, wenn auch das Schöne stirbt, ein Grauen anfassen. Und die andre? Es ist schwer davon reden. Wer aber schon aus den Augen von Menschen ein edles Wollen und heiliges Ringen hat blitzen sehen, wer Menschen kennen gelernt hat, die auch in den schwierigsten Verhältnissen nicht elend und arm geworden sind, Menschen, denen ihr Leid zum Segen, zur sittlichen Erweckung geworden ist, wer durch die zerfallende Leibeshülle einen verklärten innern Menschen schimmern sah, wer Menschen sterben sah, die im Tod Helden blieben oder im Sterben eine feine, liebevolle, edle Art zeigten, der weiß: Es gibt eine andre Welt, ein Reich, von dem Jesu Wort gilt: „es ist nicht von dieser Welt“, aber „es ist mitten in der Welt.“ Es ist unser *Schicksal*, der natürlichen Welt anzugehören, teilzuhaben an ihrer Herrlichkeit und ihren Leiden. Es ist unsre *Bestimmung* hineinzuwachsen in die andre Welt, uns einzubürgern in der sittlichen Weltordnung, als Persönlichkeit, als Charakter Werte zu gewinnen und Werte zu schaffen, die unabhängig sind von Werden und Vergehen der irdischen Welt.

Zwei Welten, beide gleich wirklich, gleich göttlich, aber weil aus *eines* Gottes Hand, nicht ohne innigste Beziehungen zu einander. Die irdische Welt ist das Wirkungsgebiet, in der sich die sittliche Persönlichkeit bewährt, an der sie sich übt; sie ist das Material, das der Mensch gestaltet. Und sie wiederum bildet den inneren Menschen und zwingt ihn auf die Wege hinein in die sittliche Weltordnung, und zwar nicht bloß durch das Schöne und Große in ihr, sondern auch durch die Hemmungen und Enttäuschungen, die sie bringt. *Die* rütteln uns heraus aus dem behaglichen Sinnengenuß und der gleichgiltigen Oberflächlichkeit und zwingen uns, ernst zu werden; *die* stellen uns vor die großen Fragen: Wozu das Leben? wozu *dein* Leben? — Es war in diesen Herbsttagen in unsern Reborten stiller denn sonst, das lärmende trunkene Wesen hat sich nicht so häßlich breit gemacht, und manches Unheil ist den Familien erspart geblieben, das sonst in der Trunkenheit übermütiger Zeiten über sie kommt. Ist das nicht auch ein Gewinn? ist es nicht ein Schritt näher zur sittlichen Weltordnung? Und wenn Manchem die bittere Frage aufgestiegen ist: Wozu alle Arbeit, wenn wir doch keinen Erfolg haben? — soll die böse

Frage nicht auch eine gute Antwort finden können? die nämlich: In der irdischen Welt erschöpft sich nicht Gottes Wille und Werk; in der irdischen Welt hast du nicht deine letzte Bestimmung; nur als Glied der sittlichen Weltordnung Gottes, als wirkende Kraft in ihr hast du bleibenden Wert.

Die alte Kirche schied scharf zwischen Gott, dem Schöpfer, und Gott, dem Erlöser. Es liegt uns fern, die Formeln der alten Kirche wieder aufzustellen, sie wären ein unerträgliches Joch. Aber ein tiefer Sinn liegt in jener Scheidung. Wir erfassen die ganze Gottheit nicht mit Einem Blick, wie wir auch die Welt um uns nicht mit Einem Blick erfassen. Wir müssen uns umdrehen, um auch die andre Hälfte unsrer Umwelt zu schauen. Und da ist es uns oft, als ob sich uns eine ganz andre, neue Welt auftue. So umfassen wir auch nicht die ganze Fülle der Gottheit mit Einem Blick, es wird uns in einem Augenblick immer nur ein Teil seines Wesens offenbar. Bald sehen wir Gott, den Schöpfer, und unser Herz jubelt ihm entgegen, oder beugt sich in Demut: „Da machen wir nichts daran!" Bald sehen wir Gott, den Erlöser, Gott, den Vater Jesu Christi, der uns durch Christus hineinruft in die Welt der sittlichen Lebensordnungen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. In der Stunde aber, da wir Gott als den Schöpfer schauen und erleben, ists uns ein Trost, daß hinter uns Gott, der Erlöser, steht. In der Stunde, da wir Gott als den Erlöser schauen und erleben, ists uns ein Trost, daß wir sorglos schöpfen dürfen aus der Fülle der göttlichen Schöpfung. „Das Andre wird euch zufallen," spricht Jesus in kühnem Vertrauen und heiliger Bedürfnislosigkeit. Und darum, ob auch unser begrenztes Fassungsvermögen uns zwingt, zwei Welten Gottes und zwei Seiten im Wesen Gottes zu unterscheiden, es ist für uns doch kein Bruch in der Gottheit und in seinem Werk. Er ist uns Alles in Allem, in dem wir leben, weben und sind.

Manz

Modernismus und Zentrum. Fortsetzung und — Schluß?

1

Unter dem Datum des 23. November hat Kardinal Antonius Fischer, Erzbischof von Köln, einen Hirtenbrief erlassen, den die Kölnische Volkszeitung in Nr. 1014 vom 3. Dezember zum Abdruck brachte, und der am 8. Dezember, dem Feste der Unbefleckten Empfängnis Mariä, von den Kanzeln der Erzdiözese verlesen wurde. Gleichzeitig veröffentlichte der Kirchliche Anzeiger für die Erzdiözese Köln in Nr. 23 ein päpstliches Schreiben an Kardinal Fischer vom 9. November, das auf den Kanzeln gleichfalls zur Verlesung kam. Rom und sein getreuer Mandatar, der Kölner Erzbischof, haben also gesprochen, aber es fragt sich, ob damit auch causa finita eingetreten, die Sache, um die es sich handelte, erledigt ist?

Wir haben über diese Sache in Nr. 38 des Jahrgangs 1909 berichtet. Die dort angekündigte Erklärung des Vorstandes der Zentrumspartei über den Charakter des Zentrums ist am 28. November 1909 abgegeben und am 24. Oktober 1910 wiederholt worden. Sie betonte — im Sinne der Richtung Julius Bachem und im Sinne Windthorsts, daß das Zentrum zwar die katholischen Interessen besonders nachdrücklich vertrete, aber unterstrich zweimal, am Anfange und am Schlusse, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei sei. Was das für das Zentrum und für die Gesamtposition des Katholizismus im deutschen kulturellen und religiösen Leben bedeutet, hat unser früherer Aufsatz klar zu machen gesucht. Die Richtung Roeren-Bitter war durch jene Erklärung offiziell abgelehnt.

Aber hinter den Kulissen arbeitete sie weiter; und zwar, wie es schien, mit Erfolg. Es erschien im Verlage von Hermann Walther in Berlin anonym die Schrift „Köln eine innere Gefahr für den Katholizismus" (vgl. Christliche Welt 1910 Nr. 35). Der Verfasser war Kaplan Schopen, der Einberufer der Kölner Osterdienstagskonferenz. Die Absicht der (sachlich gänzlich unbedeutenden) Schrift ging auf Denunziation der Kölner Richtung, positiv auf Katholisierung des Zentrums im Sinne der Herren Roeren-Bitter, unter Abschneidung jeden Bandes mit nichtkatholischer Kultur und Bildung. Dem Machwerke war eine Anzahl von Dokumenten beigefügt. Hier war der „Gewerkschaftsstreit", die Frage des „Volksvereins für das katholische Deutschland", die Frage der Beteiligung der Laienwelt am katholischen kirchlichen und sozialen Leben, die katholische Literaturbewegung u. A. besprochen, Alles zu dem Zwecke, „durch einen herzhaften Schnitt in die Eiterbeule den kranken Körper am ersten zur Gesundung zu bringen." Nicht Alles, was der übereifrige Kaplan Schopen gedruckt haben wollte, hatte der Verleger aufgenommen. Es kam zum Teil auf anderem Wege in die Oeffentlichkeit. Ein Brief z. B. des Breslauer Fürstbischofs Kardinal Kopp an ein Fräulein von Schalscha wurde bekannt, hektographiert verbreitet und stenographisch abgeschrieben, und hier war mit einer deutlichen Spitze gegen Köln von einer „Verseuchung des Westens" die Rede. Der Kardinalfürstbischof sprach so, ein deutlicher Wink an den Kölner Amtsbruder, nicht mehr, wie bisher, die Dinge laufen zu lassen! Mehr noch, Monsignore Pardini, Titularbischof, war 1909 in Köln gewesen — zufällig? Laut einer Erklärung der Kölnischen Volkszeitung in Nr. 927 geschah der Besuch nicht im Auftrage der Kurie, und Monsignore Pardini war auch schon in früheren Jahren nach Köln gekommen: aber was heißt das? Die Kölnische Volkszeitung gab selbst zu, daß er „bei seinem letzten Besuche bei dem Einen und Anderen [genannt wurden die Religionslehrer Professor Andreas Müller und Jakob Schumacher, sowie der Rektor Schütz] sich über die Streitigkeiten unter den deutschen Katholiken zu informieren suchte" — ist das so harmlos gewesen, sollte davon inoffiziell die Kurie nichts erfahren haben? Wie dem auch sei, die Situation wurde aufs höchste gespannt, Broschüre und Brief taten ihre Wirkung, man sprach von scharfen Gegensätzen zwischen den beiden Kardinälen Kopp und Fischer (und daran ist jedenfalls etwas Richtiges, wie weit die Differenz ging, läßt sich nicht sagen, die Mitteilungen der Frankfurter Zeitung Nr. 303 lassen sich nicht kontrolieren, der Koppsche Brief enthielt eine Spitze gegen Fischer, wenn auch indirekt), die Aktion schien sich völlig zu Ungunsten der Kölner verschieben zu wollen.

Da auf einmal erfolgte die Abwiegelung. Mit einer verblüffenden Promptheit und Raschheit. Schlag auf Schlag, bis herunter zum Hirtenbriefe Fischers vom 23. November 1910. Am 24. Oktober 1910 tagte die Zentrumspartei im Reichstagsgebäude. „Eine Anzahl schwebender Fragen wurde erörtert." Der Abgeordnete Roeren gab eine Erklärung ab, deren Veröffentlichung beschlossen wurde. Sie erschien am folgenden Tage in Nr. 897 der Kölnischen Volkszeitung und lautete:

1. Ich trete nunmehr unzweideutig und vorbehaltlos auf den Boden des Beschlusses des Landesausschusses vom 28. November 1909 und werde alle weitere direkte oder indirekte Vertretung einer anderen Formulierung unterlassen.

2. Nachdem sich gezeigt hat, daß die Schopensche Broschüre „Köln eine innere Gefahr für den deutschen Katholizismus" die Einigkeit in der Zentrumspartei gefährden kann, will ich die frühere Empfehlung derselben nicht mehr aufrecht erhalten.

3. Ich hoffe und wünsche, daß der ganze Streit, der sich an die sogenannte Osterdienstags-Konferenz geknüpft hat, auf seiten der Teilnehmer der Konferenz wie ihrer Gegner weder in der Presse noch in Versammlungen fortgesetzt wird.

Die Versammlung beschloß ferner „die Zentrumspresse zu ersuchen, die Polemik über alle an die sogenannte Osterdienstagskonferenz sich anknüpfenden Streitfragen von jetzt ab gänzlich einzustellen." Das durchzuführen, war freilich nicht ganz möglich, immerhin war für die Zentrumsfraktion die Sache erledigt.

An demselben 24. Oktober erschien am Nachmittage in der Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes zu Düsseldorf Kardinal Fischer. Er hatte seine Firmreise unterbrochen, sein Erscheinen verfolgte einen bestimmten Zweck, den die Versammlung sofort begriff, wenn sie lautlos zuhörte:

Sie wissen, wohin ich ziele. Ich denke an einen von hoher Stelle rührenden Brief, der jüngst durch eine tadelnswerte Indiskretion an die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Ich sage tadelnswerte Indiskretion. In der Tat ist es zu verurteilen und unnobel und verdient schärfste Rüge, wenn Privatschreiben, die nur für eine gewisse Person bestimmt sind, ohne Wissen und ohne Zustimmung des Ver-

fassers der breiten Oeffentlichkeit übergeben werden. In Privatbriefen, die zudem oft in Eile, mitten unter dem Drange anderer Geschäfte geschrieben werden, legt man die Ausdrücke nicht so genau auf die Wagschale, läßt denselben freien Lauf, gebraucht leicht Wendungen, die man später bei ruhigerem Nachdenken vermieden wissen möchte. . . . (Fischer nannte weiterhin die Veröffentlichung des Briefes einen „Vertrauensbruch ohne gleichen.“) Ich weiß übrigens ganz bestimmt und bin autorisiert, es hier auszusprechen, daß der hohe Verfasser des in Rede stehenden Briefes die in demselben eingeflochtenen scharfen Ausdrücke bedauert, und daß er durchaus nicht die Absicht hatte, die man ihm unterstellt. (Speziell bezweifle Kardinal Kopp „in keiner Weise“ die kirchliche Gesinnung des Frauenbundes [NB: einer Laienorganisation!]), und wenn gar einzelne Blätter im In- und Auslande aus dem Brief einen Gegensatz zwischen den beiden deutschen Kardinälen konstruieren wollen . . ., so können wir ja solche geschäftigen Leute nicht hindern, wenn sie daran Freude finden. Ich wiederhole nur, was ich in Köln gesagt habe, sie werden sich täuschen [NB: nicht: sie haben sich getäuscht, Fischer sagt nur, daß jetzt kein Gegensatz besteht]. Ich denke, damit ist die Angelegenheit mit dem Briefe für uns erledigt. (Vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 896; die Sperrungen nach der Vorlage.)

Also auch die Briefaffäre erledigt! Zumal auf diese Rede alsbald das Echo aus dem Osten kam: Samstag, den 5. November, bei einem aus Anlaß der Kircheinweihung in Pankow von der Gemeinde ihm dargebrachten Fackelzuge sprach Kardinal Kopp über die Einigkeit zwischen den Katholiken und ihren geistlichen Hirten:

Das ist das gegenseitige von Gott gewollte Verhältnis; ihr wißt, treue Freunde, daß dieses Verhältnis in jüngster Zeit Mißdeutungen erfahren hat. Insbesondere legt man euren Bischöfen Uneinigkeit, Mißtrauen und sogar eine niedere Gesinnung unter. Es sind Trugschlüsse und haltlose Vermutungen. Keiner eurer Bischöfe hat zum andern die Stellung eingenommen, wie sie erdichtet worden ist. [NB: das schließt eine Spannung nicht aus.] In Liebe und Einigkeit stehen [NB: jetzt!] eure Bischöfe zusammen und unerschüttert in ihrem gegenseitigen Vertrauen zu einander. (Vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 937, die Sperrung nach der Vorlage.)

Unter dem 28. Oktober 1910 veröffentlichte Dr. E. H. Dietzsch, Inhaber des Verlages H. Walther in Berlin, im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel eine Erklärung, daß er die Schrift „Köln, eine innere Gefahr für den Katholizismus“ aus dem Handel zurückziehe. „Die noch vorhandenen Exemplare werden fortan durch den Buchhandel nicht mehr ausgeliefert.“ Damit war die gefährliche Schopensche Broschüre ebenfalls erledigt. Auch hier kam ein Echo, aus dem Herderschen Verlag in Freiburg. Monsignore de Mathies hatte in einer Schrift „Wir Katholiken und die Anderen“ in nicht mißzuverstehender Weise (ohne freilich Namen zu gebrauchen) den Protest des Königs von Sachsen gegen die Borromäusenzyklika verspottet: was wollte der Territorialfürst gegen das Oberhaupt der Weltkirche? Er revozierte jetzt, sogar auf päpstlichen Wunsch: die Stelle „wollte nur sagen, daß die Nachwelt dereinst über das unproportionale geistige Machtverhältnis zwischen dem Oberhaupte einer Weltkirche und einem gegen dieses Oberhaupt protestierenden Territorialfürsten lächeln oder vielmehr herzlich lachen könnte.“ Für die zweite Auflage der Broschüre wurde Aenderung des Passus zugesagt, und der Herdersche Verlag sprach sein Bedauern aus, die anstößige Stelle übersehen zu haben.

Anfang November reiste Kardinal Fischer nach Rom, mit größerem Gefolge, auch ein Vertreter der Kölnischen Volkszeitung war darunter. Der Kardinal hatte mehrere Audienzen bei Pius X., des Weiteren hatten Privataudienzen Oberlandesgerichtspräsident Spahn und Prälat Dr. Pieper, Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland. Das Gefolge wurde dem Papste vorgestellt. Also eine Generalrevue des deutschen Katholizismus vor dem Höchstkommandierenden. Bischof, Volksverein, Presse, Zentrum erschienen vor der Cathedra Petri — daß als Zentrumsvertreter gerade Spahn erschien, erklärt sich jedenfalls daraus, daß sein Sohn, der Straßburger Professor, in dem katholischen Literaturstreit eine hervorragende Rolle als Vertreter einer freieren kulturellen Auffassung gespielt hatte, weshalb dann auch seine Kandidatur um ein Zentrumsmandat einer starken Opposition der „Berliner Richtung“ begegnet war. Die Einzelheiten der Audienzen werden wir nicht erfahren; Tatsache ist die gründliche allseitige Besprechung der schwebenden Fragen des deutschen Katholizismus.

Darüber läßt der Hirtenbrief des Kardinal Fischer keinen Zweifel:

Laßt euch nicht verwirren und beunruhigen! Der heilige Vater denkt gar nicht an irgendwelche Verurteilung irgend einer unserer Organisatonen. Im Gegenteil, er belobt und segnet sie.

Das ist der Grundton.

Wir können, sollen und wollen sie erhalten und immer mehr entwickeln.

Zunächst in der Gewerkschaftsfrage. Der „Berliner Richtung“ Roeren-Bitter waren die interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften mißliebig gewesen, weil sie nicht katholisch waren; die Kurie hatte sich bisher neutral gehalten. In der Audienz Fischers hat nun laut Hirtenbrief „der Papst mit Entschiedenheit erklärt, daß er in der sogenannten Gewerkschaftsfrage nach wie vor den bisherigen Standpunkt einnehme, nämlich daß er den beiden Richtungen, die in dieser Hinsicht in Deutschland bestehen, gleichmäßig neutral gegenüberstehe.“ Es sollen die „spezifisch katholischen Arbeiterorganisationen: Arbeitervereine, Jünglingsvereine, Gesellenvereine, Kongregationen usw.“ neben den Gewerkschaften „nach Möglichkeit gefördert und so der religiöse, der katholische Geist in unserer braven katholischen Arbeiterwelt gepflegt und vertieft werden“, gewiß, — aber die interkonfessionellen Gewerkschaften sind in keiner Weise desavouiert; aller Hader und Zwist soll aufhören: „wenn nicht miteinander, so wenigstens nebeneinander“ sollen beide Richtungen wirken. Der Erzbischof setzt seine persönliche Autorität dafür ein.

Weitere Beunruhigungen hatten das Motuproprio Pius' X. Sacrorum antistitum am 1. September betreffend die Eidesverpflichtung gegen den Modernismus (vgl. Christliche Welt 1910 Nr. 41) sowie das Dekret Quam singulari der Sakramentskongregation vom 8. August d. J. betreffend die Kommunion der Kinder vom „Vernunftjahre“, d. h. siebenten Jahre ab erregt. Auch diese Angelegenheit hat Kardinal Fischer dem Papste gegenüber zur Sprache gebracht. Ueber das Dekret Quam singulari äußert sich der Hirtenbrief:

Ihr braucht da erst recht keine Sorge zu haben. Ich werde Euch im nächsten Fastenbrief eingehend davon reden und Ihr werdet, so vertraue ich, erkennen, wie alle Katholiken . . . gerade für dieses Dekret . . . dem heiligen Vater von ganzem Herzen dankbar sein müssen. Bei der nächsten Feier der ersten heiligen Kommunion, zu welcher die Vorbereitung bereits in diesen Tagen beginnt, wird es übrigens im Wesen noch bei der bisherigen Uebung sein Bewenden haben.

Was später geschehen wird, wissen wir also noch nicht, Etwas jedenfalls, wahrscheinlich irgendwie in Rücksichtnahme auf deutsches Empfinden, das gegen die zu krasse Sakramentsmagie bei einer Kommunion siebenjähriger Kinder sich auflehnte. Eine Broschüre des sachkundigen Rektors Höveler in Köln hat in dem Sinne das Dekret auszulegen gesucht. — Ueber den Antimodernisteneid machte der Kirchliche Anzeiger für die Erzdiözese Köln vom 24. November die Mitteilung: Zur Leistung dieses Eides sind bis zum 31. Dezember 1910 verpflichtet „die Beichtväter und die Prediger, die bereits approbiert sind“ sowie „die Pfarrer und Benefiziaten, die im Besitze eines Benefiziums sind.“ (Es folgten noch Verfügungen über die Form der Eidesablegung vor dem Dekan, Definitor rc.) Die Bekanntmachung des Erzbischofs berief sich auf einen Entscheid der römischen Konsistorialkongregation vom 25. September und 25. Oktober 1910, sie ist also ihrem Inhalte nach allgemeingültig, nicht nur für die Kölner Erzdiözese bestimmt. Von der Ablegung des Eides der Universitätsprofessoren an den deutschen Universitäten — das war das Moment der Beunruhigung — ist aber darin keine Rede. Man könnte sie höchstens indirekt einbeziehen unter „Beichtväter und Prediger“, aber das ist augenscheinlich nicht die Absicht. Der Antimodernisteneid wird den deutschen Professoren an den katholisch-theologischen Fakultäten der Universitäten nicht abverlangt werden. In dem Motuproprio waren die Professoren — ganz allgemein, ohne Differenzierung etwa in Universitätsprofessoren, Seminarprofessoren o. Ae. — ausdrücklich, sogar an erster Stelle, genannt für die Eidesforderung; jetzt differenziert man.

Alles in Allem: eine Klärung in der Lage des deutschen Katholizismus ist eingetreten, „ein großes Aufwaschen" ist erfolgt, wie die Frankfurter Zeitung (Nr. 296) schrieb. Was bedeutet es?

2

Zunächst: die Partei Roeren-Bitter hat eine entscheidende Niederlage erlitten. Im Zeitalter Pius X. Es ist amüsant, zu sehen, wie nun die kleinen Geister, die von anderen Vorgeschobenen, von einander abrücken, Keiner das Karnickel gewesen sein, Niemand etwas getan haben will usw. In die schmutzige Wäsche dieser Hintertreppenpolitik erhalten wir keinen Einblick, das wird niedergeschlagen. Der Verleger Dietzsch beschuldigt den Herausgeber der Apologetischen Rundschau Dr. Karl Maria Kaufmann der Urheberschaft an der ganzen Aktion, vorab an der Publikation des Koppschen Briefes, sogar der Konspiration mit der nationalliberalen Kölnischen Zeitung, ferner Kaplan Schopen; Kaufmann leugnet alles ab, Schopen — schweigt. Die Aussagen stehen diametral einander gegenüber, die gröbsten Töne werden angeschlagen; aber es bleibt bei Beschuldigungen, gerichtliche Klage wird abgelehnt. Man wird wissen, warum? Es sind Hintermänner da. die nicht bloßgestellt werden dürfen. Schopen hat sich laut Aussage von Dietzsch, um die Veröffentlichung des Koppschen Briefes durchzudrücken, „an eine höhere Autorität als Kopp" gewandt; wer diese höhere Autorität ist, hat man nie erfahren, gedacht wurde an den Münchener Nuntius Frühwirth, aber dieser (vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 924) erklärte „den Polemiken konfessioneller und politischer Natur unter den deutschen Katholiken völlig fernzustehen, namentlich die Broschüre »Köln eine innere Gefahr des Katholizismus« weder vor noch nach der Veröffentlichung gelesen oder gebilligt zu haben." Sollte es Monsignore Pardini sein? Oder ein anderer hoher römischer Prälat? Für den großen Gang der Dinge ist es schließlich gleichgültig, wer die Schuldigen sind, genug, daß es sich um eine lichtscheue, bis hoch hinaufgehende Aktion handelte.

Das Verdienst der Klärung der Lage gebührt an erster Stelle dem Kölner Erzbischof Kardinal Fischer. Nicht etwa dem Breslauer Fürstbischofe Kardinal Kopp. Die Rollen haben gewechselt, der aus dem „Falle Schrörs" als reaktionär bekannte Kölner ist gegen die Ultrareaktionäre aufgetreten, der Breslauer aber, den man als den Mittelsmann zwischen preußischer Regierung und Vatikan anzusehen gewohnt war, spielt eine etwas zweifelhafte Rolle in dem Handel: das Wort von der „Verseuchung des Westens" hat er nun einmal geschrieben, aktionskräftig ist er nicht gewesen, man hat den Eindruck, er habe klein beigegeben, es scheint, daß seine jüngste schwere Erkrankung ihn nach rechts abgetrieben hat. Fischer ist momentan persona grata bei der Kurie, der Empfang ist der denkbar liebenswürdigste gewesen, der Hirtenbrief sagt das ausdrücklich; beim Abschiede — so erzählte Fischer in Luzern — bat ihn der Papst: „bis, ter, quater usw. (zweimal, dreimal, viermal) wiederzukommen"; die katholischen Deutschen in Italien sind ihm unterstellt worden. Er ist der Herr der Situation.

Aber darf man von einem „Verdienste" reden? Der geistvolle Artikel der Frankfurter Zeitung (a. a. O.) suchte das ganze „große Aufwaschen" lediglich als politischen Schachzug angesichts der kommenden Reichstagswahlen zu deuten. Um keine Mandate zu verlieren, mußte das Zentrum geeinigt erscheinen, und um die Konservativen bei der schwarz-blauen Fahne festzuhalten, durfte durch eine Niederlage der Kölner Richtung nicht das Ultramontane des Zentrums offen zu Tage treten. Es ist möglich, daß diese Taktik mitgespielt hat, sogar sehr wahrscheinlich. Aber Alles erklärt sie nicht, die Sache greift weiter. Die Klärarbeit ist nicht etwa auf Deutschland beschränkt geblieben, hat vielmehr auch die Schweiz und Italien getroffen, ist also international geworden. Wir haben in der Schweiz auch einen Kampf nach Art des „Berlin contra Köln" erlebt, „Berlin" ist repräsentiert durch Freiburg i. Schw., „Köln" durch Luzern; Vorkämpfer dort ist Professor Descourtins, hier Professor Meyenberg, eine der markantesten Persönlichkeiten unter den gegenwärtigen katholischen Theologen, die lebhafte Beziehungen zu deutscher Wissenschaft und zu deutschem Klerus unterhält. Meyenberg wurde in Rom wegen Modernismus denunziert; in einer Versammlung des katholischen Männervereins zu Luzern gab vor einer Rede Meyenbergs Regierungsrat Walther dem „Abscheu der Luzerner Katholiken gegen die in letzter Zeit üblich gewordene Verketzerung katholischer Gelehrten, Schriftsteller" usw. Ausdruck und sprach den Wunsch aus, „daß man zukünftig in Rom seine Informationen über schweizerische kirchliche Verhältnisse nicht mehr ausschließlich aus Freiburg beziehen möchte." Zwei Tage darauf schrieb ein Ordensgeistlicher im katholischen Luzerner Vaterland:

> Seit Wochen liegt es wie ein Alp auf den Gemütern so vieler denkender Katholiken. Wo soll es hinaus, wenn Einzelne, ganz Unberufene, die der notwendigen Autorität und jeder bezüglichen Jurisdiktion vollständig entbehren, in allen möglichen wichtigen Fragen zu Zionswächtern der Rechtgläubigkeit sich aufwerfen und dem gemeingefährlichen Handwerk religiöser Spionage und Angeberei fröhnen?

Professor Meyenberg selbst aber schrieb in der von ihm redigierten Schweizerischen Kirchenzeitung einen Warnungsruf: „Hütet Euch vor dem Sykophantentum!" und fügte alsbald (Nr. 44) hinzu:

> Von verschiedenen Seiten und namentlich auch aus Professorenkreisen der Universität Freiburg [es scheint, daß Descourtins im Professorenkollegium allein steht] gehen uns entrüstete und bis in alle Einzelheiten belegte Klagen über gewisse Treibereien und Sykophantenarbeiten zu, die namentlich eben dort ihr engbegrenztes Zentrum hatten und noch haben. . . . Viele angegriffene Persönlichkeiten und Institutionen besitzen auch viele Wege, diesem System nun einmal voll und ganz Herr zu werden. Durch die Kreise der katholischen Parlamentarier und der katholischen Presse ging dieser Tage ein Protestruf lauter Entrüstung. Einzelne Organe redeten mit verblüffender Offenheit. Wir hoffen nicht, man zwinge uns, auch noch einen neuen Weg zu beschreiten, d. h. unsere Sammelmappe zu öffnen. Wir kennen sehr genau, allseitig orientiert, weitreichende Fadengespinnste und anonyme Veranlagungen, deren Zwirn bis in die letzten deutschen Wirren und weiterhin reichen. Wir hoffen nicht, unangenehme Verlegenheiten bereiten zu müssen. Sapienti sat! Ungezählte denken so.

Also dieselbe Situation wie in Deutschland, die Fäden liefen sogar herüber und hinüber! Dann aber erfolgte auch hier die Abwiegelung. Die katholischen Neuen Züricher Nachrichten warfen die Frage auf:

> Wäre es nicht am besten, das in obigen [Meyenbergs] Zeilen angedeutete Material hübsch zusammenzulegen und durch eine Deputation der maßgebenden Stelle in Rom zu unterbreiten, die vom Stande dieser Dinge offenbar keine Ahnung hat? Dort heißt es einsetzen.

Das ist geschehen, und die Deputation war — Kardinal Fischer aus Köln. Er hat (die Schweiz besitzt keinen Kardinal) die Interessen der Schweizer Brüder in Rom mit vertreten. Auf der Rückkehr von Rom hat er in Luzern Station gemacht und im dortigen Seminar in aller Oeffentlichkeit über seine Romreise Bericht erstattet. Und prompt wie in Deutschland sind auch in der Schweiz die Gegner verstummt, wie die Herren Dietzsch und Kaufmann veröffentlichte auch Herr Descourtins seine Erklärungen, auch er weiß von nichts. Das „große Aufwaschen" ist beendet.

Endlich Italien! Hier tagte Anfang November der italienische Katholikenkongreß in Modena. Auf dem letzten Kongresse zu Bologna 1904 war es zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen den reaktionären und liberalen Elementen gekommen, die Kurie hatte sich zum Einschreiten genötigt gesehen. Es sind in der sogenannten „katholischen Aktion" die Institutionen vereinigt, die in Deutschland unter den Namen Volksverein, Frauenbund, Gewerkschaften u. ä. bekannt sind. Die Enzyklika Pascendi hatte die modernistischen Elemente ausgefegt, sie haben sich zum Teil um Romolo Murri zusammengefunden. Unter den in der „Aktion" Verbliebenen machten sich aber ultrareaktionäre Bestrebungen geltend, ähnlich wie in Deutschland und in der Schweiz. Hier hat der Kongreß von Modena aufklärend gewirkt. Gewiß, der Modernismus ist aus der „Aktion" entfernt, aber die Ultrareaktionäre sind auch nicht durchgedrungen; die sogenannten „Jungen" haben eine Resolution durchgedrückt, welche eine größere sozialpolitische Initiative, eine vermehrte Einheitlichkeit der Organisation und Anteilnahme am modernen nationalen Leben verlangt. Einhellig wurde ferner ein Beschluß zur Bildung „reiner" d. h. nichtkonfessioneller Arbeiterverbände gefaßt. Der Osservatore Romano

war mit diesen Beschlüssen zwar wenig zufrieden, aber der Erzbischof Bruni von Modena hob mit großer Befriedigung hervor, wie treu der Kongreß zur kirchlichen Autorität stehe, und den „Jungen" rief er zu: „Kommt, ich will Euch nicht tadeln, sondern Eure Stirne küssen!" Der Berichterstatter der Kölnischen Volkszeitung schrieb unter dem 13. November als Résumé:

Man begeht keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß der 20. italienische Katholikenkongreß zu Modena einen Erfolg, vielleicht einen Sieg der aktiven, fortschrittlichen, jüngeren christlich-sozialen Richtung bedeutet.

Nimmt man das Alles zusammen, so wird es in der Tat unmöglich, das „große Aufwaschen" lediglich als Zentrumstaktik zu beurteilen. Es handelt sich um mehr. Es ist ein Zurückdrängen der ultrareaktionären Richtung innerhalb des Katholizismus auf der ganzen Linie, eine Zurückweisung der Tendenzen, die den Katholizismus loslösen wollen von jeder Fühlung mit moderner Bildung und Kultur, die ihn, wie Rade so treffend formuliert hat, zur „Sekte" machen wollen. Das erzielt zu haben, ist ein Verdienst, ein Verdienst in erster Linie des Kardinal Fischer.

Man soll es nicht überschätzen, aber man soll es auch nicht unterschätzen. Eine Schwenkung der Papstpolitik wird nicht eintreten, die Nachrichten, der Kardinalstaatssekretär Merry del Val sei in Ungnade gefallen, werden verfrüht sein, die Erinnerungen an den Friedensstiftungsversuch zwischen Vatikan und Quirinal seitens des vor Kurzem verstorbenen Abgeordneten Achille Fazzari, die die katholische Presse auffrischte, oder an die Absicht Pius' X., bei dem großen Erdbeben nach Messina zu reisen, die ebenfalls dort standen, werden ballons d'essai sein, mehr nicht. Die Bestrebungen des Papstes um die Reform des Klerus und seine Disziplinierung gehen fort; ein Dekret der Konsistorialkongregation vom 18. November verbietet den Weltgeistlichen und Ordensleuten, Verwaltungsposten in wirtschaftlichen Instituten, wie Volksbanken, landwirtschaftlichen Kassen &c. einzunehmen. (NB: nachdem eine derartige klerikale Bank sich in einen Millionenverlust hineingeritten hatte, den zum Teil die Kurie decken mußte!) So wird Pius X. seinen Weg weitergehen. Aber auf der anderen Seite scheint es mir doch nicht richtig, nun mit der Frankfurter Zeitung (Nr. 334) jeden Fortschritt zu leugnen und nur eine feinere Form des Antimodernismus, den „diplomatischen" Antimodernismus anzunehmen. So sei z. B. mit dem Dispens der Universitätsprofessoren vom Antimodernisteneide nichts gewonnen; sterbe die gegenwärtige Generation aus, so könnten neue Professoren nur aus den Kreisen der Kleriker genommen werden, die sämtlich den Anti-Modernisteneid geleistet hätten, und damit sei der momentane Erfolg illusorisch gemacht. Aber das ist ein sehr zweifelhafter Schluß. Mit der gegenwärtigen Generation stirbt auch Pius X., und was dann kommt, weiß Niemand; es ist gar nicht unmöglich, daß dann der Antimodernisteneid allmählich eben so sehr zurücktritt wie der Syllabus: er ist dann nur eine Waffe wie viele andere kurialistischen Waffen auch, die je nach Bedarf schartig oder scharf sein können. Zeit gewonnen, heißt hier Alles gewonnen. Es bedeutet doch einen Fortschritt, daß die Ultrareaktionären zurückgeschlagen wurden. In der Form, die nach dem Vaticanum die einzig mögliche ist, hat ein gesundes Empfinden — deutsches Empfinden voran — reagiert gegen die Knebelung unter den ultramontanen, spanisch-klerikalen Geist. Mit Erfolg reagiert. Man möchte fast diese Novemberwochen in Parallele stellen zu der Novemberaktion des deutschen Volkes 1908 gegen das persönliche Regiment des Kaisers. Fast! Gewiß, die Unterschiede sind tiefgreifend, Männerstolz vor Königsthronen ist ein ganz anderer als Katholikenstolz vor dem Stuhle Petri! Der „Protest" nahm die Form der Devotion an, wie es nach dem Vaticanum einzig möglich ist. Aber es war doch in seiner Art ein Protest gegen das allzu persönliche, die deutsche Eigenart nicht berücksichtigende, nach spanischem Zuschnitt erfolgende Regiment in Rom. Man darf sich durch die Stille im katholischen Lager nicht täuschen lassen über die innere Gärung. Laut werden darf die innere Stimmung nicht, das verbietet die Devotion vor dem heiligen Stuhle, es ist der Papst, der spricht; aber vorhanden ist eine Stimmung des Unbefriedigtseins, weiter, als man gemeinhin glaubt. Pius X. ist ein Geschick, das hingenommen werden muß, weil Gott es so will. Die Kirche wird an ihm nicht sterben. „Hat die Kirche einen Alexander VI. überwunden, so wird sie einen Pius X. auch überwinden." Derartige Gedanken gehen unter den Katholiken um.

Wir haben an diesen innerkatholischen Vorgängen lediglich das Interesse, diese Kirche mit ihrer großen Vergangenheit nicht ausgeschaltet zu sehen aus dem religiösen und kulturellen Leben der Gegenwart, weil wir glauben: sie hat hier mitzusprechen, wenn sie sich anzupassen versteht. Großen Dank werden wir nicht ernten; wie der Hirtenbrief des Kardinal Fischer kundtut, soll die Kampfesfront des Katholizismus sich statt nach innen nach außen richten gegen „das offen oder versteckt auftretende und Propaganda machende Antichristentum." Im Bunde mit der Krone. „Altar und Thron stehen allerdings nahe beieinander." Dieser Kampf trifft auch uns, sei es theologisch, sei es politisch. Aber das ficht uns nicht weiter an, damit werden wir fertig. Was wir fürchteten, war die völlige Niederpressung der katholischen Religion als segensreichen Faktors im Volksleben. Beseitigt ist die Furcht ganz gewiß noch nicht, ein Causa finita! wagen wir noch nicht zu sprechen, aber: man kann einmal aufatmen. Und das bedeutet immer eine Erleichterung, wenn auch eine kleine.

Walther Köhler

Unsere Stellung zur Orthodoxie

Es ist mir nicht bekannt, welch ein Echo der Artikel von Georg Rost in Nr. 35 Sind wir nicht zu tolerant? in der orthodoxen Presse gefunden hat.*) Aber es wäre nicht verwunderlich, wenn man ihn dort als Anlaß nehme, nicht nur aufs neue gegen die Gefährlichkeit der „neueren" Theologie, sondern auch gegen ihre Anmaßung zu Felde zu ziehen. Allerdings hat Rost recht, uns Anhänger der modernen Theologie vor allzugroßer Aengstlichkeit und Bescheidenheit in unserer Selbstbeurteilung gegenüber der Orthodoxie und ihren Vertretern zu warnen. Wer von uns nicht das stolze Bewußtsein hat: wir haben die bessere Theologie, wir haben das wahrere Verständnis der Person Jesu und der Bibel, d. h. der Wege, die Gott gegangen ist, um sich der Menschheit kund zu tun, wir räumen Hindernisse hinweg, die es dem modernen Menschen unmöglich machen in der religiösen Frage zu einer persönlichen, positiven Stellung zu kommen — der ist gewiß nicht geschickt zum Prediger des Evangeliums. Ja, wir müssen auch das Selbstvertrauen haben, von dem Georg Rost nicht spricht und das doch noch wichtiger ist als das Vertrauen zu unserer Theologie und ihrer Wahrheit, daß wir auch in der Darbietung religiöser Werte — gebe Gott, daß wir alle sie reichlich haben! — hinter unsern orthodoxen Kirch- und Amtsgenossen nicht zurückstehen, daß wir keineswegs, wie ihre Presse uns das immer wieder vorwirft, nur Kritik, Wissenschaft und Begriffe zu bieten haben, sondern vielmehr Gedanken und Wahrheiten, von denen eine Menschenseele leben kann. Insofern haben mich seine Ausführungen durchaus sympathisch berührt.

Aus diesem berechtigten Selbstbewußtsein aber nun zieht Rost allerlei Konsequenzen. Er verlangt von uns „Modernen", daß wir energischer eintreten für das, was wir als Wahrheit erkannt haben, und fordert uns auf, die Orthodoxie „zu bekämpfen als eine unwahre und die Kirche Christi schwer schädigende Richtung", jedenfalls nicht zufrieden zu sein mit der Gleichberechtigung unserer und der orthodoxen Art in der Kirche; wir seien zu tolerant, wir unterließen es „die Folgerungen zu ziehen, die sich aus unserer Ueberzeugung ergeben".

*) Wertvolles ist uns da nicht begegnet. Aber aus den eignen Reihen gingen uns Zuschriften zu, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Die Absicht, sie zusammen in der heutigen Schlußnummer zu veröffentlichen, können wir leider nicht ausführen: es wird doch zu viel auf einmal. So mag heute der eine Artikel erscheinen, die andern im Januar. Herr Pastor Rost wird auch noch einmal das Wort nehmen wollen. D H

Ja, wie sollen wir das nur? Schade, daß Rost sich nicht deutlicher ausgedrückt hat. Sollen wir eine eigene Kirche gründen? Sollen wir auch auf den Kanzeln wider die Orthodoxie und ihre alten Positionen zu Felde ziehen? Sollen wir wieder einmal in den Synoden Sturm laufen gegen allerlei einigermaßen drückende Gewohnheiten der Kirchenpraxis, Apostolikum, agendarische Formeln, Ordinationsverpflichtungen? Wenn man ein neues Prinzip befürwortet, muß man doch auch andeuten, wie man es sich in die Praxis umgesetzt denkt.

Doch wenigstens einige seiner Gravamina, durch die er sich von der Orthodoxie geschieden fühlt, substantiiert Rost:

1. „Sie stellt den Buchstaben der Lehre über das christliche Leben!" — Gewiß, in der Presse, in kirchenpolitischen Artikeln tut sie das, wenn es gilt Mauern und Gräben zu ziehen, wenn es gilt, uns unsern „Unglauben" und unser mangelndes Recht vorzuwerfen, überhaupt in der Kirche zu sein und zu wirken. Aber in der Praxis ist mir das noch nicht begegnet, wiewohl ich nicht leugnen will, daß es orthodoxe Pastoren hier und da geben mag, auf die dieser Vorwurf zutrifft. Im allgemeinen habe ich von unsern orthodoxen Amtsbrüdern den Eindruck, daß sie zu ihrer Theologie so stehen wie wir zu den unsern, d. h. daß sie sprechen: ich könnte nicht evangelischer Prediger sein ohne meine Theologie, die ich mir erarbeitet habe, die sich mir als die wahre aufgeprägt hat. Das ist ihr Recht. Aber daß sie den Buchstaben der Lehre über das christliche Leben stellen, das ist mir vielleicht an ihren Konferenzbeschlüssen und Synodalbekenntnissen, aber nie an ihrer Predigt oder an ihren persönlichen Urteilen über das, was einen Christen ausmacht, aufgefallen.

2. „Sie haben einen falschen Glaubensbegriff, sie stellen noch immer ein Fürwahrhalten von »Heilstatsachen« als das Wesen des Glaubens hin." — Auch dieser Vorwurf in seiner Allgemeinheit ist unrichtig. Gelesene und gehörte Predigten sind mir der Beweis. Eins gebe ich zu, nämlich daß ihnen bestimmte Einzeltatsachen der biblischen Ueberlieferung über Gebühr wichtig sind. Als Heilstatsache behandeln sie vor allen Dingen den Tod Christi, die leibliche Auferstehung und die Wunder, und hier kann es auch mancher modern-positive Professor, der etwas auf seine Orthodoxie hält, nicht lassen, den Schein zu erwecken, als ob der Glaube an diese Tatsachen der christliche Glaube sei, während er doch in einer Predigt über den Glauben betonen würde, daß es sich bei diesem innern Vorgang nicht so sehr um ein Zustimmen zu Lehren oder geschichtlichen Tatsachen, sondern um ein Zutrauen der Seele zu Gott oder Christus handelt. In der Bewertung dieser „Heilstatsachen" ist allerdings ein tiefgehender Unterschied zwischen alter und neuer Theologie. Aber er betrifft nicht so sehr die Anschauungen vom Wesen des Glaubens, sondern beruht eher auf gewissen Gefühlsgewohnheiten.

3. „Durch die Art, wie sie die Gnade Gottes predigen, wecken sie die Gewissen nicht, sondern schläfern sie ein." — Als ob das einem ungeschickten Modernen nicht auch passieren könnte! Es scheint mir aber eher so, als ob unserer Orthodoxie die lutherische Predigt von der Heilsgewißheit abhanden gekommen wäre; ihre Predigt ist ebenso in der Hauptsache Heiligungspredigt wie die unsere, die mehr Motive als Quietive enthält. Es ist ja wahr, daß man aus der Betrachtung des Todes Christi im Lichte der Anselmschen Genugtuungslehre die Folgerung ziehen kann, die Rost als Vorwurf gegen die Orthodoxie erhebt. Aber die Praxis der orthodoxen Predigtweise ist doch eine andere, und die Praxis entscheidet für die Beurteilung des Gegners.

4. „Trotzdem sie die Verbalinspiration der heiligen Schrift längst als Irrtum anerkannt hat, predigt die Orthodoxie noch immer so, als ob ein wahrer Christ an den Buchstaben der Bibel glauben müsse." — Tun wir das nicht auch, nämlich wenn wir, wie das ja recht oft der Fall sein wird, mit dem Buchstaben der Bibel übereinstimmen? Als der alte Dillmann 1893 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, hielt er auf dem von der Berliner Studentenschaft veranstalteten Festkommers eine Rede, in der er unter anderm auch seine Stellung zu den damals noch neuen Bestrebungen auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft präzisierte; er sprach sich gegen die heut siegreiche Schule aus, die den Text des Alten Testaments korrigiert mit reichlicher Zuhilfenahme der Septuaginta, und zwar mit dem Zitat: „Das Wort sie sollen lassen stahn". War Dillmann darum inspirationsgläubig? Oder hat er den Schein erwecken wollen, daß er es sei? Er wollte doch mit diesem inspirationsgläubigen Wort nichts Anderes sagen, als daß ihm der massorethische Text besser und ursprünglicher erschiene als der der Septuaginta. — Stehen wir nicht auch so zur Bibel, daß wir sie ansehen als das klassische Buch unserer Religion? Sollten wir nicht froh sein, wenn von unsern Hörern, zumal den modernen Menschen unter ihnen, recht viele Bibelworte „geglaubt" werden? Und wenn wir auch reichlicher und deutlicher als unsere Orthodoxen betonen, daß in der Bibel lange nicht alles Gottes Wort ist und daß Gottes Wort auch anders wo zu finden ist als in der Bibel, müssen wir sie nicht ebenso wie die Orthodoxen unsern Zeitgenossen empfehlen als das Buch, in dem Ströme lebendigen Wassers aus Gott fließen?

Der heutige Zustand unsrer Orthodoxie ist der, daß sie in ihre Theorie wie in ihre Praxis unendlich viele Elemente einer freiern Theologie aufgenommen hat! Und trotz der üblen Polemik gewisser Organe der Rechten gegen uns wird unsere Wahrheit drüben immer noch weiter vordringen. Davor kann sich die Orthodoxie gar nicht retten, wenigstens soweit sie noch Theologie treibt.

Warum und wie sollen wir sie energischer bekämpfen? Was ist damit erreicht, wenn wir uns in Positur werfen und erklären: „Wir wollen nicht mehr mit euch nur gleichberechtigt sein, wir sind die wahre Kirche, euch können wir nur eben noch dulden"?

Bleiben wir nur bei der Erkenntnis, die die Christliche Welt seit jeher vertreten hat, daß unser Volk uns beide nötig hat, Orthodoxe und Moderne, und daß auch wir einander nicht entbehren können, daß die eine Richtung von der andern viel zu lernen hat. Es mag gern zugegeben werden, daß wir uns gegenseitig diese tolerante Stellung oft blutsauer machen, daß der Liberalismus oft durch eine verständnislose Kritik und die Orthodoxie ebenso oft durch ein verständnisloses Konservierenwollen des Alten unausstehlich wird. Aber diese gelegentlichen Sünden Einzelner, und seien sie auch zuweilen zu kompakten Massen vereinigt, können doch den ruhigen Fortschritt eines gesegneten Hinüber und Herüber zwischen den beiden Richtungen nicht aufhalten. Daran werden auch gelegentliche Kampfesrufe, ob wir nicht zu tolerant und zu bescheiden sind, nichts ändern, und das ist gut so.

Hans Bierbaum

Gedanken von Rudolf Hildebrand †

2. Ruhe, Festruhe

Eine Neujahrsandacht 1881

Heute Nacht, nach Mitternacht, als die Glocken alle erschallten und mit dem Jubelgeschrei auf Straßen und Promenade das neue Jahr meldeten, da standen wir am offenen Fenster nach der Stadt zu, hatten auch Vossens Lied eben gesungen, fühlten und sahen ein ernstes Jahr hinter uns, ein ernstes vor uns, und dabei lag tiefe Ruhe, Festruhe auf uns, die mir selbst das Geschrei unten nicht störte, ja auch aus dem klang mir Festfreude, Festruhe.

Ruhe: man ist nur ruhig und kanns nur sein, wenn man ein Ziel erreicht fühlt*), einen Abschluß von Werdendem in sich und um sich sieht und fühlt, wenn das ewige Werden einmal in Sein übertritt. Wie viel liegt in meinen Gedanken, in meiner Bücherstube, in meinen Verhältnissen Werdendes, Unfertiges um mich herum, hält mich wie fordernd, oft wie drohend belagert, und wie viel darunter, das nie fertig zu werden aussieht. Und doch die Ruhe? Das heißt ein erreichtes Ziel im Gefühl? Wie ist das möglich? und ist doch nicht möglich bloß, ist wirklich!

Das Ziel muß eben zugleich fortwährend so in der Nähe, unter uns, in uns sein, daß es unter günstigen Umständen vor uns, um uns,

*) Außer beim Schlafe, wo die Natur in uns bei sich einkehrt (die „immer", das heißt alle Augenblicke „am Ziele ist" Goethe W. 30, 315), und auch da doch nicht, wenn der sittliche, freie Mensch in der Naturhülle zu stark mit seinem Ziele im Streit ist und auch der Natur ihr ewiges Ziel zu sehr verrückt, wenn wir „mit uns selbst" im Streite sind.

in uns als fest und daseiend auftreten kann. Das ewige Werden muß jeden Augenblick zugleich als Sein, als gewordenes Fertiges sich zeigen und wirken können — wie aber und wann oder wo?

Die gründliche Antwort müßte sehr weit ausholen, zumal wenn man das Ziel in ganzer Gründlichkeit fassen wollte, das letzte, von dem jedes anderes nur ein vertretendes Vorziel ist, und das mit der letzten Ruhe zusammenfällt.*)

Es ist das Zusammen oder Beisammen der Einzelnen, das ihnen diese Ruhe, das Gefühl des erreichten Zieles gibt, wie das letzte Ziel der Einzelnen zusammenfällt mit dem Beisammen aller Einzelnen. Was jeder Einzelne in sich als Einzelner nicht hat, nicht kennt, nicht ahnt, das tritt auf, entsteht und wirkt durch das Zusammen oder Beisammen mehrerer, vieler Einzelner und kommt doch aus ihnen, aus den Einzelnen, aber nicht als Einzelnen, sondern als einander Angehörenden, einander Hingegebenen. Und schon Zwei können, was jeder Einzelne von ihnen nicht hat, an- und auseinander gewinnen, Jeder am Andern, oder: was der Einzelne für sich nicht hat, kann er doch dem Andern liefern, kann er als Anderer liefern, und so je sicherer, je mehr ihrer sind, die aufhören für sich da zu sein und dazu übergehen, für die Andern, füreinander da zu sein.

So schon im Bösen, im Verneinen, im Zerstören. Denn wer von Kind auf einen Gedanken, einen Grundsatz, eine Handlungsweise als böse scheuen lernte und doch nachher dabei oder darin ruhig sein kann, ja fest und unanfechtbar, der kann das nur sein, weil er auch Andere darin oder dabei findet, mit denen er sich zusammen fühlt (anscheinend kräftiger, stärker als sonst oder als anderswo, beim Guten); nur das gibt ihm die Kraft, auch beim Bösen Ruhe zu finden, das sonst mit Unruhe zusammenfällt, weil es aus dem wahren ewigen Ruhepunkte weit hinausgeschleudert ist und aus der Bewegung, die in stetiger Ordnung um jenen Punkt ihn suchend sich bewegt. Auch dort draußen in der „ewigen Unruhe“ können doch Zwei zwischen sich eine vorübergehende Ruhe herstellen, finden, erzeugen: so sehr ist das Zusammen der Quell der Ruhe, des nach außen wirkenden Kraftpunktes.

Aber das wahre Zusammen ist im Bösen nicht möglich, das letzte Ziel ist da doch vielmehr das Für sich allein sein (Alles sein wollen), das Zusammen wird nur festgehalten, solange und soweit es der Einzelne für sich braucht.

Die wahre große Ruhe, die Festruhe kommt nur, wo sich viele Einzelne in dem zusammen finden, was das Ruheziel für Alle sein kann, und das ist eins mit dem Guten und mit Gott, ja es wird durch das Zusammen Aller dargestellt, soweit es uns hier schon zugänglich ist — und das ist eben doch schon Alles, das Ganze: für uns (nicht an sich), und — wer will denn mehr?

Der Augenblick des Jahreswechsels ist wie bei der Wanderung einer Sippe, eines Stammes ein gemeinsames Ausruhen: sie suchen ein neues Dasein, aber doch nur äußerlich, der Gestalt nach; sobald sie aber einmal zusammen ruhen, haben sie doch das Gesuchte dem Wesen nach schon innerlich, in sich, in ihrem Ineinander — und da, bei aller Ermüdung, können sie doch auch froh sein, ja fröhlich sein und jubeln, um — bei neugesammelter Kraft weiterzustreben, weiter, das heißt nach dem Ziele, wo dem Inneren auch das Aeußere noch mehr entspricht.

* * *

Diese Betrachtung ist dem Werke „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich, ein Vermächtnis von Rudolf Hildebrand“ entnommen. (Jena, Diederichs 1910. 479 S. 8, gebunden 10 Mk.) Vgl. Christliche Welt 1910, Nr. 13 und 35. Seit der letzten Mitteilung ist das Werk erschienen und mir der tiefe Eindruck der ersten Lektüre nur verstärkt. Es ist ein wundervolles Buch und es muß ein wunderbarer Mann gewesen sein, der uns hier in seiner Bescheidenheit und schlichten Größe seines Herzens Gedanken offenbart. Dem Herausgeber Dr. Georg Berlit, der sich nicht gar so sehr hätte zu verstecken brauchen, sind wir für diese Gaben großen Dank schuldig. J T

*) Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewge Ruh in Gott dem Herrn. Goethe 3, 139.
Dagegen die ewig unrue = Hölle.

Silvesternacht

Schwarz steht und still das Haus, träumt einen Weihnachtstraum
Und hört im Buchengang den Schritt des Ostwinds kaum;
Am schwarzen Himmel strahlt Orions stille Pracht;
Matt glänzt der Silberschnee, wo noch ein Fenster wacht.
Nun schlägt noch eine Tür, des Tages letzter Schall,
Dann Schweigen um mich her und Schweigen überall.
Das ist die rechte Zeit, die Zeit zu Träumen traut;
Die Seele schwingt sich auf und sehnt und sucht und schaut:
Ein Jahr ins Land — wo mag uns Zwei das nächste sehn?
Ob unsre Schifflein dann im gleichen Hafen stehn?
Mit zagen Schwingen schwebt die Sehnsucht ihren Pfad —
Herr, gib uns Wunschgewalt und segne unsre Tat!

H S

Verschiedenes

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft in Deutschland. Die Mittel-Europäische Agentur der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in Berlin schreibt uns auf unsre Bemerkung in Nr. 50 Sp. 1196:

Unser Hauptaugenmerk richten wir in Deutschland auf die deutschen Katholiken und die fremdsprachigen Völkerschaften. Von letzteren stellen die sogenannten Sachsengänger eine ungeheure Zahl. Es wird mancher staunen, wenn wir folgende Zahlen als Durchschnittsverbreitung der Heiligen Schrift in Deutschland pro Jahr verzeichnen können:

3 500	Böhmisch	25 000	Polnisch
2 400	Kroatisch	6 000	Rumänisch
46 000	Deutsch-katholisch	3 500	Russisch
3 000	Französisch	4 000	Ruthenisch
5 000	Italienisch	4 000	Serbisch
6 000	Jüdisch-Jargon	5 000	Slovenisch
4 000	Zigeunisch	12 000	Ungarisch.

Alle diese Leute können von den deutschen Bibelgesellschaften kaum versorgt werden, da ihnen meist die betreffenden Bibelausgaben fehlen, dann aber auch, weil die Katholiken und Fremden nur durch die sehr kostspielige Bibelkolportage erreicht werden können. Selbst eine Gratisverteilung ist billiger als diese Art des Verkaufs, denn für die unter den genannten Nationalitäten verbreiteten Schriften haben wir nicht allein nichts bekommen, sondern müssen noch mehr als 30 000 Mark pro Jahr zusetzen, um Gehälter und Spesen der Bibelkolporteure zu decken. — Nicht unerwähnt möchten wir lassen, daß fast alles, was in Deutschland verbreitet wird, auch in Deutschland hergestellt wird; es gehen sogar im Durchschnitt jährlich 200 000 Exemplare von hier ins Ausland. — Es liegt in der Natur der Sache, daß wir neben allen diesen fremden Sprachen auch deutsch-lutherische Ausgaben in bester Ausführung zu billigen Preisen verbreiten. — Diese kurze Mitteilung dürfte genügen, um darzutun, daß wir in Deutschland noch ein ausreichendes Arbeitsfeld haben.

Aus Baden. Im Hinblick auf die in Nr. 46 gemachte Angabe, wonach es in Baden keine kirchliche Mittelpartei gebe, die schon vom Herausgeber mit einem Fragezeichen versehen wurde, ist festzustellen, daß dort eine solche, die sogenannte „Landeskirchliche Vereinigung“ seit dem Jahre 1895 besteht. Begründet von Männern wie Adolf Schmitthenner, Heinrich Spengler, Dr. Rudolf Krone, Professor Georg Grützmacher, Friedrich von Oertzen u. A., versuchte sie es anfangs, ohne straffere parteimäßige Organisation die in Baden besonders heftig und schädlich hervortretenden Richtungsgegensätze zu mildern, sah sich aber mit der Zeit genötigt, sich auch äußerlich gegen Rechts und Links schärfer abzugrenzen und trat auf der letzten Generalsynode 1909 zum erstenmal als selbständige Gruppe mit eigenen Abgeordneten hervor. Sie zählt heute ungefähr 100 Mitglieder, wovon die Hälfte Theologen. Ihr Organ, das „Korrespondenzblatt der Landeskirchlichen Vereinigung“ erscheint monatlich. Sie verlangt von ihren Mitgliedern lediglich grundsätzliche Anerkennung der beiden kirchlichen Richtungen, läßt dagegen die dogmatische Stellung jedes Einzelnen unangetastet.

Otto Frommel

Kleine Mitteilungen. Der für diese Nummer verheißene Artikel von Heinrich Spiero über Gerhart Hauptmanns „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ kann leider erst in Nr. 1 des nächsten Jahres erscheinen. — Desgleichen müssen die für heute beabsichtigten näheren Mitteilungen über das Lied Adeste Fideles (vgl. Nr. 51) noch Aufschub erleiden. — Ueberhaupt, was ist nicht alles versäumt! was nicht alles halb getan und unerledigt! So wird es einmal auch sein, wenn wir nicht Jahresschluß, sondern Lebensschluß machen müssen. Indes, noch atmen und schaffen wir. Und über der Schwelle des alten Jahres winkt das neue. Es bedeutet für die Christliche Welt die

25!

Ich wünsche mir zu diesem Jubeljahr lauter Prima-Artikel von meinen Mitarbeitern. Damit werden ja auch die Leser herzlich einverstanden sein. Und also Glück auf zum neuen Jahr! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen siehe hinter dem Jahrgangs-Register!